

1. Einleitung

Vor vielen, vielen Jahren, als meine Großmutter noch lebte und ich noch ein junger Soziologiestudent war, spielte sich zwischen dieser meiner Großmutter und mir in beinahe regelmäßigen Zeitabständen immer wieder der folgende Dialog ab, jedes Mal fast textgleich:

Sie: „Sag einmal Bub – *was genau* studierst du eigentlich?“

Ich: „Soziologie.“

Sie: „Aha“ und nach einer kurzen Pause: „Und *was genau* ist das?“

Darauf sagte ich, je nachdem, mit den Werken welches soziologischen Theoretikers ich mich jeweils gerade zuletzt beschäftigt hatte, etwas, das ungefähr so, oder so ähnlich, klang: „Soziologie ist eine Wissenschaft, die das menschliche Handeln in seinem sozialen Kontext und in seiner wechselseitigen Bezogenheit auf das Handeln anderer Menschen erklärt und aus diesen Erklärungen auf der Mikro-, Meso- und Makroebene allgemeine Gesetzmäßigkeiten abzuleiten und empirisch zu überprüfen versucht.“

Darauf sie, nach einer längeren Pause des angestregten Nachdenkens, etwas zögernd: „– Aha –.“ Und, nach einer weiteren Pause: „Also bist Du *doch* ein Sozialist.“

Es wird wahrscheinlich kein Zufall sein, dass ich mir diese Episode bis heute gemerkt habe. Es ist auch heute noch nicht ganz leicht, Personen, die mit Theorien nicht so stark vorbelastet sind, begreiflich zu machen, was Soziologen eigentlich tun, und noch schwerer, wofür das gut sein soll. Von Personen, die sich selber als geeichte Theoretiker verstehen, ist häufiger ein verständiges Nicken zu erreichen, wenn man mit ihnen über Sinn und Zweck der Soziologie plaudert. Allerdings habe ich, je älter ich werde, umso häufiger das unangenehme Gefühl, dass das Einverständnis von Intellektuellen über irgend einen kompliziert formulierten Gedankengang öfter als man denkt nicht so sehr ein Einverständnis über Inhalt und Bedeutung des Gedankens ist, sondern ein stillschweigendes Übereinkommen darüber, auf eine präzise Untersuchung beider zu verzichten. Falls ich mit diesem Verdacht Recht haben sollte, dann würde das bedeuten, dass der Sinn der soziologischen Arbeit von Theoretikern der Soziologie vielleicht nicht so leicht zu erfahren ist. Der Wert der Soziologie wird sich wohl eher daran zeigen müssen, ob mit Hilfe der von Soziologen erarbeiteten Denkwerkzeuge Probleme des täglichen Alltags leichter oder besser zu lösen sind als ohne diese Werkzeuge.

Vielleicht gelingt es uns ja am Ende dieses Buches, eine Antwort auf die Frage meiner Großmutter zu finden, die auch sie, würde sie noch leben, verstehen könnte.

2. Die Keimzelle der Gesellschaft ist nicht die Familie, sondern die Interaktion

Menschen handeln bekanntlich. Der doppelte Sinn des Wortes handeln, auf den Fritz B. SIMON hingewiesen hat – **Handeln** als zielgerichtete Aktivität und Handeln als Austauschbeziehung –, kommt möglicherweise auch nicht so ganz zufällig zustande. Zunächst einmal ist leicht zu beobachten, dass alle Menschen, wie alle lebendigen Wesen, in jedem Moment ihres Lebens irgend etwas tun, sich irgendwie **verhalten**. Da es gar nicht möglich ist, sich *nicht* zu verhalten, könnte man die Frage stellen, wozu das Wort *verhalten* überhaupt da ist, aber diese Frage gehört vielleicht eher in die Philosophie. Einen Teil des menschlichen Verhaltens, der menschlichen Aktivität, nennen wir nun *Handeln*. Handeln heißt jenes menschliche Verhalten, das sinnhaft auf ein Ziel bezogen ist, mit dem also irgend etwas erreicht werden soll. Holz hacken ist zum Beispiel *handeln*, denn damit soll erreicht werden, dass wir es warm haben. Auch der Erwerb einer Semmel im Bäckerladen ist handeln, denn damit soll erreicht werden, dass wir was zum Essen kriegen. Der Erwerb der Semmel ist aber nicht nur handeln im Sinn einer zielgerichteten Aktivität, sondern auch eine Austauschbeziehung: Wir geben was her, nämlich Geld, und bekommen was dafür. Auch für das Holz hacken geben wir was her, nämlich Mühe, vielleicht auch Geld, sofern das Holz nicht aus dem eigenen Wald kommt, und wir bekommen was dafür, nämlich wohlige Wärme. Wenn wir es also genau betrachten, dann stellen wir fest, dass Handeln fast immer auch den Aspekt einer Austauschbeziehung hat, und das wird uns später noch interessieren.

Es gibt also einerseits *Aktionen*, Aktivitäten, Verhalten, das sind nicht notwendigerweise zielgerichtete Tätigkeiten (vielleicht auch nur Tätigkeiten deren Ziel uns in dem Moment der Aktion nicht bewusst ist), und andererseits *Handeln*, das ist zielgerichtete Aktivität, die fast immer auch den Aspekt eines Tausches hat. Für den Tausch brauchen wir Partner: Daher ist Handeln als Austauschbeziehung fast nur in sozialen Situationen möglich. Holz hacken kann man auch allein, Semmeln kaufen aber nicht, wir brauchen dazu einen Bäcker.

Zielgerichtete Aktionen – also Handlungen –, die dieses Ziel von *anderen Personen* zu erreichen versuchen, nennen wir **Interaktionen**. Interaktionen sind also Handlungen, die sinnhaft auf die Handlungen anderer Personen bezogen sind. Wenn ich etwas tue, damit eine andere Person etwas tut, dann ist das eine Interaktion; zumindest solange sich meine Hoffnung erfüllt und die andere Person tatsächlich reagiert. Allerdings kann man natürlich auch das Ausbleiben einer Reaktion als Reaktion deuten: „Der ignoriert mich“ – und dann gibt es wieder fast kein Handeln, das nicht gleichzeitig auch Interaktion ist, denn Ignorieren ist wahrscheinlich auch Handeln, jedenfalls aus der Sicht dessen, der ignoriert wird.

Wir könnten also schon wieder kurz innehalten: Moment mal – ist nicht jedes menschliche Verhalten letzten Endes darauf hin orientiert, dass irgend jemand anderer etwas tut? Gibt es überhaupt Aktivitäten, die in einem sozialen Vakuum stattfinden? – Schon wieder eine Frage, die wir den Philosophen überlassen.

Die Definition von Interaktion ist, wie die meisten Definitionen, eher langweilig. Interaktionen selbst sind, je länger man sich mit ihnen beschäftigt, umso interessanter. Vor allem dann, wenn man sie nicht versteht, was bei Soziologen für gewöhnlich der Fall ist. Allerdings: Interaktionen nicht zu verstehen, das schaffen für gewöhnlich *nur* Soziologen. Der normale Mensch hat damit keine Schwierigkeiten.

Denken Sie nur an irgend eine beliebig und beiläufig aus der unendlichen Vielzahl aller möglichen Alltagsinteraktionen herausgegriffene Situation, wie zum Beispiel:

Irgend ein Herr A fragt irgend einen Herrn B: „Wie geht es der Ilse?“

Herr B antwortet: „Am Montag ist sie eh zurück.“

Herr A meint: „Aha.“

Jeder normale Mensch weiß dann sofort: Die unterhalten sich über eine gemeinsame Bekannte. Was ist daran interessant?

Einem Soziologen könnten dazu allerdings, sollte er zugehört haben, eine ganze Menge Fragen einfallen.

Zunächst einmal wird er sich dafür interessieren, ob sich Herr A mit der Antwort des Herrn B zufrieden zeigt, ob er Herrn B's Antwort als adäquate Reaktion auf seine Frage interpretiert, oder nicht. Herr A hat „Aha“ gesagt, und mit dieser Bemerkung die Frage als adäquat beantwortet qualifiziert. Wir sprechen in einem solchen Fall von einer **geschlossenen Interaktion**. Hätte es sich um keine geschlossene Interaktion gehandelt, dann würden wir das daran erkannt haben, dass Herr A Zeichen von Irritation gezeigt hätte, etwa wie: „Was meinst Du damit?“ – oder: „Wieso – was heißt – ich verstehe nicht –.“

Im vorliegenden Fall hat sich Herr A mit der Antwort zufrieden gezeigt, die Interaktion ist also geschlossen. Das ist für einen Soziologen deshalb interessant, weil die Information, dass Ilse am Montag zurück ist, kaum die Frage beantwortet, wie es Ilse geht. Die beiden Gesprächspartner sind also offenbar in der Lage, privates Wissen, das ihnen beiden, nicht aber einem außen stehenden Beobachter zugänglich ist, so anzuwenden, dass sie die Kommunikationssituation in für sie befriedigender Weise interpretieren können. Die beiden haben also nicht nur Wissen über Ilse, sie haben auch Wissen über einander.

Die Antwort „Am Montag ist sie eh zurück“ beinhaltet aber noch um einiges mehr als nur die Information, dass Ilse am Montag wieder irgendwo sein wird, wo sie offenbar hin gehört oder als hingehend interpretiert wird, und von wo sie weg gewesen ist. Denn sie wird nicht am Montag zurück *kommen*, sie *wird* auch nicht am Montag zurück sein, sie *ist* am Montag zurück“. Die Beschreibung eines zukünftigen Ereignisses als gegenwärtig verleiht dem Zukünftigen den Aspekt der Faktizität des Gegenwärtigen. Es verschleiert den Aspekt der Prognose, der in der grammatikalischen Form der Zukunft steckt und stellt das Ereignis sprachlich so dar, als ob es derzeit stattfände. Gegenwärtige Ereignisse finden jetzt gerade statt und sind uns daher sicher, zukünftige sind nur prognostiziert, und da weiß man nie so genau. Die Gegen-

wartsdarstellung von Zukünftigem ist daher eine abgekürzte Form einer sprachlichen Konstruktion, die man sonst ziemlich holprig mit „Sie wird am Montag ganz bestimmt wieder da sein“, oder ähnlich, ausdrücken müsste. Diese Konstruktion hat nicht nur den Nachteil, langatmiger zu sein, sondern sie enthält außerdem noch das Element der Beteuerung „ganz bestimmt“, das der Aussage paradoxerweise einen zusätzlichen Grad an – in dieser Situation vielleicht unerwünschter – Unsicherheit verleiht: Denn beteuert muss nur werden, wovon der andere überzeugt werden muss. Aber was als unumstößlich sicher dargestellt wird, bedarf keiner Beteuerung.

Sie kommt außerdem nicht am Montag zurück, sondern sie kommt so rechtzeitig zurück, dass sie am Montag schon wieder da ist. Es ist also anscheinend nicht so sehr von Interesse, wann sie zurück *kommt*, sondern wann sie zurück *ist*. Das Wichtige ist somit Ilse's Anwesenheit am Ort der Rückkunft, nicht so sehr ihre Anwesenheit woanders. Auch der Zeitpunkt ihrer Rückreise interessiert nicht, sondern eben nur der Termin ihrer Anwesenheit am Ort der Rückkehr.

Dazu kommt, dass sie nicht nur am Montag zurück ist, sondern sie ist am Montag *eh*, ohnehin, zurück. Dieses „*eh*“ wird zumeist verwendet, um auf die Einhaltung einer Norm oder auf die Erfüllung eines Wunsches hinzuweisen. „Ich bin da“ sagt jemand, um darüber zu informieren, dass er da ist, „Ich bin *eh* da“ sagt jemand, um den Vorwurf zurückzuweisen, nicht da zu sein, oder um die Befürchtung zu beruhigen, er könnte *nicht* da sein.

Ein zuhörender Soziologe könnte also auf die Idee kommen, dass die beiden Herren *A* und *B* mit ihrer kurzen sprachlichen Interaktion eine ganze Menge mehr ausgetauscht haben als nur die Information darüber, wie es Ilse geht: und zwar gerade dadurch, dass die Information, wie es ihr geht, gar nicht zustande kam. Was alles haben Sie einander also mitgeteilt?

1.) Die Information, dass Ilse am Montag „*eh* zurück ist“, wird von *A* durch sein „Aha“ als gültige Antwort auf seine Frage, wie es ihr geht, interpretiert, und diese Interpretation wird von *B* richtig prognostiziert. Sie haben also Einigkeit darüber hergestellt und/oder bestätigt, dass eine gültige Antwort auf die Frage nach Ilse's Wohlbefinden in der Information besteht, dass sie am Montag *eh* zurück ist. Damit wird ihr zurück sein als Parameter ihres Wohlbefindens etabliert. Wichtig ist in Wirklichkeit nicht, wie es Ilse geht, sondern ob sie am Montag zurück ist: vielleicht sogar auch oder insbesondere für Ilse selbst.

2.) *B* hat *A* mitgeteilt, dass er über *A*'s Interessenlage richtig informiert ist. *A* will in Wirklichkeit nichts über Ilse's Wohlbefinden wissen, sondern nur, ob er am Montag mit ihr rechnen kann.

3.) *A* hat *B* mitgeteilt, dass *B*'s Prognose richtig war. *B* ist OK, denn seine Deutung von *A*'s Interessenlage war richtig.

4.) *B* hat *A* darüber informiert, dass er über die Notwendigkeit, dass Ilse am Montag zurück sein muss, Bescheid weiß.

5.) *A* hat *B* darüber informiert, dass *B* diese Notwendigkeit richtig eingeschätzt hat.

Ein Soziologe könnte aufgrund all dieser Informationen, die zwischen *A* und *B* sehr geschwind aufgrund dieser sehr kurzen Interaktion ausgetauscht wurden, alle möglichen Hypothesen aufstellen. Zum Beispiel:

1.) Es ging in dieser Interaktion nicht so sehr um die Frage, wie es Ilse geht, sondern viel mehr darum, welche Beziehung zwischen *A* und *B* besteht. Mit „Beziehung“ ist hier nicht notwendigerweise ein irgendwie emotional getöntes Verhältnis gemeint, sondern das Set von Spielregeln, das beide im Umgang miteinander befolgen.

2.) Da die obigen Informationen nicht besonders symmetrisch sind, deuten sie auch darauf hin, dass zwischen *A* und *B* eine nicht sehr symmetrische Beziehung bestehen könnte. Nicht symmetrisch heißt, dass einer von beiden möglicherweise einen etwas höheren Status hat als der andere. *B* weist *A* häufiger darauf hin, dass er über Regeln Bescheid weiß als umgekehrt, *A* informiert *B* häufiger, dass *B*'s Einschätzung richtig war, als umgekehrt. Könnte es also sein, dass die Definitionsmacht über Regeln der Interaktion zwischen den beiden Partnern ungleich verteilt ist? Ist *A* irgend eine Art von Vorgesetzter von *B*?

3.) Da es offenbar für beide wichtig ist, dass und wann Ilse zurück ist, wird sie vermutlich eine Funktion ausüben, die ihre Anwesenheit notwendig macht. Das kann entweder eine emotionale Funktion sein: Sie könnte die Frau oder Freundin eines der beiden sein. Wenn Sie *A*'s Freundin ist, dann weiß *B* besser über ihre Rückkunft Bescheid als *A*, was auf das Verhältnis zwischen *A* und Ilse und auch auf das zwischen *B* und Ilse möglicherweise ein interessantes Licht werfen könnte. Wenn Sie *B*'s Freundin ist, dann erscheint die Interaktion schon etwas logischer. Sie könnte aber auch eine Funktion in einer Organisation haben, in der sowohl *A* als auch *B* arbeiten, was eine Ergänzung zu der unter 2.) gemachten Überlegung wäre, wonach *A* vielleicht eine höhere Position einnehmen könnte als *B*, denn auch das würde einen organisatorischen Rahmen erfordern.

Alle diese Überlegungen sind natürlich sehr spekulativ, und man könnte schon die Frage stellen, ob sie überhaupt im Rahmen einer wissenschaftlichen Argumentation ihren Platz haben können. Die oben angedeutete Form der Schlussfolgerung nennen wir **Abduktion**: Den Versuch, aus einer Beobachtung mögliche, aber noch nicht überprüfte Hypothesen für die Erklärung der Situation abzuleiten. Die Abduktion steht als Begriff dem der **Induktion** gegenüber, bei der wir aus mehreren Beobachtungen auf eine Gesetzmäßigkeit schließen, die hinter all diesen Beobachtungen steht. Dieser Begriff wiederum steht dem der **Deduktion** gegenüber, bei der wir aus einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit auf den voraussichtlichen Verlauf eines konkreten, beobachtbaren Prozesses schließen oder einen solchen erklären.

Die unter 1.) bis 3.) aufgestellten Hypothesen beziehen sich auf das Verhältnis, in dem *A*, *B* und Ilse zueinander stehen, somit auf die beobachtete konkrete Einzelsituation. In seiner Gesamtheit könnten wir dieses Set von Hypothesen eine **situative Theorie** nennen. Für einen Soziologen wird eine solche situative Theorie vor allem

dann interessant, wenn es gelingt, aus ihr Überlegungen abzuleiten, die über die Art und Weise etwas aussagen, wie Menschen ihr Zusammenleben organisieren: also über die Entstehung von **sozialen Ordnungen**.

Ob wir es wohl wagen können, aus einer so kurzen Interaktion schon irgend einen theoretischen Beitrag zu der Frage abzuleiten, wie soziale Ordnungen entstehen, verändert werden, und/oder bewahrt werden?

Zunächst haben wir festgestellt, dass die beiden Herren einander sehr viel mehr mitgeteilt haben als nur, wie es Ilse geht. Mehr noch: Sie haben einander überhaupt nicht darüber informiert, wie es ihr geht, sondern über ganz was anderes, nämlich darüber, wer zu wem wie steht, und beide haben diesen logischen Fehler nicht als solchen diagnostiziert. War es also vielleicht gar keiner?

Um das herauszufinden, könnten wir gedanklich ausprobieren, ob es vermutlich funktioniert hätte, wenn die beiden das in Worten ausgesprochen hätten, was jenseits der Sprache an Information vermittelt wurde. Wir könnten die **latente Funktion** der Interaktion zur **manifesten Funktion** machen. Der Dialog hätte dann, je nachdem, welche der obigen durch Abduktion gewonnenen theoretischen Annahmen zutreffen, zum Beispiel ungefähr so ablaufen müssen:

Herr A: „Ich möchte gern wissen, wann Ilse wieder zurück sein wird, möchte die Frage aber so nicht stellen, weil sie zu explizit auf meine Funktion als Vorgesetzter hinweisen würde, was mich als autoritär qualifizieren und damit unsympathisch erscheinen lassen würde. Ich entscheide mich deshalb, nach ihrer Befindlichkeit zu fragen, obwohl mich diese nicht wirklich interessiert.“

Herr B: „Ich habe dieses Anliegen sofort verstanden, lege Wert darauf, dieses Verständnis auch zu zeigen und verzichte deshalb darauf, die Frage nach Iles Befindlichkeit zu beantworten, sondern beantworte nur die Frage nach ihrer Rückkunft. Diese wird am Montag mit Sicherheit erfolgt sein.“

Herr A: „Ihre Interpretation meiner Bedürfnislage stimmt mit dieser überein.“

Diese Variante ist, ebenso wie jede andere, die wir aus der obigen situativen Theorie hätten ableiten können, nicht nur sehr viel umständlicher, zeitaufwändiger und holpriger als das Original, sie hat auch noch einen anderen entscheidenden Nachteil: Sie ist überbestimmt, sie lässt keinen Spielraum für Interpretationen. Die Rollenverteilung zwischen A und B ist in ihr eindeutig festgelegt. In der Originalversion beinhaltet sie die Möglichkeit, dieses Rollenverhältnis zu ändern. Hätte B zum Beispiel bewusst auf die seiner Meinung nach richtige Interpretation von A's Frage verzichtet und zur Antwort gegeben, dass Ilse neuerdings Probleme mit ihrer Schwiegermutter hat, dann hätte er damit in sein Verhältnis zu A, vielleicht ein Vorgesetzter, eine persönliche Komponente einfließen lassen können, vielleicht sogar zu A's großer Überraschung: Schau an, was für ein origineller Typ, dieser B.

Und das wäre ganz ohne Risiko gegangen: Er hätte nur unerwartet die passende Antwort geben müssen. Im Falle einer zurückweisenden Reaktion von A hätte B

dann ganz unschuldig darauf verweisen können, dass er ja nur A's Frage korrekt beantwortet hat, und der schwarze Peter wäre bei A gelandet.

Die gemeinsame Entscheidung, den kurzen Diskussionsbeitrag zu beider Rollenverständnis auf einer parallelen Ebene abzuhandeln, die Entscheidung zur **Parallelkommunikation**, hat also ganz praktische Vorteile. Eine Theorie, die wir somit aus dieser kurzen Beobachtung abduktiv ableiten könnten, könnte zum Beispiel so lauten: Wenn die latente Funktion einer Kommunikationssituation wesentlich darin besteht, etwas über das gegenseitige Einverständnis der Statuszuweisung herauszufinden, dann ist diese Funktion mit Hilfe von Parallelkommunikation leichter zu erreichen als mit direktem Aussprechen von Statusansprüchen, weil direktes Aussprechen den Aushandlungsprozess vorzeitig abbricht und damit mehr behindert als fördert. Oder, als Hypothese in Kurzform:

Parallelkommunikation wird umso häufiger eingesetzt, je größer das Ausmaß der Unsicherheit im eigenen Rollenverständnis ist.

Wir könnten auch viele weitere Theorien aus unserer Beobachtung ableiten. Um dies zu tun, müssen wir uns vorher noch etwas systematischer sowohl mit den Prozessen beschäftigen, mit denen soziale Situationen interpretiert werden, als auch mit denen, die dazu führen, dass soziale Situationen als Beitrag zur Orientierung verwendet werden können. Wir werden deshalb später noch einmal auf Ilse und ihr Befinden zurückkommen. Fürs Erste können wir aber schon eine etwas paradox klingende Überlegung festhalten: Alltagskommunikationen sind fast immer schlampig, unvollständig, mehrdeutig. Sie kommen zumeist mit vagen Andeutungen aus und funktionieren trotzdem – vielleicht sogar gerade deswegen. Aber wieso eigentlich? Wieso wissen die meisten Menschen so genau und so schnell, wie sie auf unvollständige und mehrdeutige Verhaltensaufforderungen reagieren sollen? – Eine Antwort darauf wird im nächsten Kapitel versucht.